



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Moritz Buschs Neue Tagebuchsblätter.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Moritz Buschs Neue Tagebuchsblätter.

Fast gleichzeitig mit der fünften, durch einige Zusätze vermehrten Auflage von Moritz Buschs bekanntem Buche: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ ist ein neues Memoirenwerk desselben Verfassers erschienen, das, schon längst mit Spannung erwartet, wiederum auf das regste Interesse in weiten Kreisen rechnen darf. Aus der Fülle seiner Tagebuchsblätter hat Busch eine neue Reihe ausgewählt, um sie als charakteristische Illustration der Zeitgeschichte dem deutschen Volke vorzulegen. Den kostbarsten Schatz freilich, der ihm zur Verfügung stand, und soweit er überhaupt jetzt verfügbar war, hat er uns bereits gespendet. Die Tagebuchsblätter aus dem französischen Kriege, die mit wahrhaft rührender Treue und peinlichster Gewissenhaftigkeit Alles verzeichnen, was dem Verfasser von dem Leben, Arbeiten und Reden Bismarcks in der damaligen Zeit zu Gesicht und Gehör kam, sind eine literarische Gabe, für die ihm Mit- und Nachwelt zu lebhaftestem Dank verpflichtet bleibt, ein Werk, einzig in seiner Art und von einem historischen Werthe, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Darüber, sollte man meinen, dürfte unter Vorurtheilsfreien nicht der mindeste Zweifel herrschen. Oder wer wollte dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er sagt: „Mich dünkt, daß überhaupt Alles von Interesse ist, was zu dem hochherrlichen Kriege gehört, der uns ein deutsches Reich und eine sichere Westgrenze gewann, und daß auch das scheinbar Kleinste seinen Werth hat, das zu dem Antheile in Beziehung steht, den der Graf Bismarck an den Ereignissen während desselben hatte?“ Wenn trotzdem, und zwar manchmal von recht beschränkt pedantischem Standpunkte aus, gegen das Buch polemisiert worden ist, so wird sich vermuthlich der Verfasser mit Ruhe, Würde und dem nöthigen Humor darüber hinwegsetzen haben. Hat er doch recht gut gewußt, was er that, als er sich entschloß, auch Andere an diesen werthvollsten Erinnerungen seines Lebens theilnehmen zu lassen, und hat ihm doch der über alle Erwartung großartige Erfolg seines Werkes bewiesen, wie sehr er dem allgemeinen Verlangen entgegenkam, als er ein so treues, warmes, farbenfrisches Bild unseres großen Kanzlers und seiner Umgebung aus jenen unvergeßlichen Tagen zu zeichnen unternahm.

Mit diesen früheren Tagebuchsblättern lassen sich die neueren nicht wohl auf eine Linie stellen, einfach deswegen nicht, weil sich ein Stoff, wie der dort behandelte, nicht zum zweiten Male bietet. Doch ist darum das neue Buch nicht minder reich an spannendem Interesse, und wenn das Publikum, wie Zehn gegen Eins zu wetten ist, zunächst auf neue Bismarckiana fahndet, so wird es auch hier sein Genügen finden. Allerdings ist Bismarck hier nicht der Mittelpunkt, um den sich Alles gruppirt. Aber was dem Buche in dieser Beziehung an Einheit der Person abgeht, das ersetzt es durch die wechselvolle Mannigfaltigkeit der Bilder, die es vor uns aufrollt. Der Verfasser ist ein Mann, der weit herumgekommen ist in der Welt, vieles gesehen und erlebt, mit hervorragenden Persönlichkeiten verkehrt, wichtige Ereignisse in nächster Nähe geschaut hat. Dazu besitzt er das Talent, Personen und Sachen mit scharfem Blicke zu erfassen, das in jedem Falle Wesentliche und Charakteristische hervorzuheben und das Geschehene und Erlebte in treuer, klarer, anschaulicher

Weise wiederzugeben. Nehmen wir noch dazu die Gabe eines leichten und gefälligen Stils, einer anmuthig unterhaltenden und mit Humor gewürzten Rede, so haben wir die wesentlichsten Eigenschaften beisammen, die dem „gerechten und vollkommenen“ Memoirenschreiber eignen. Hören wir also, was er diesmal uns zu erzählen hat.

Die ersten vier von den sieben Abschnitten, in welche das neue Buch zerfällt, bilden gewissermaßen ein Ganzes für sich. Sie sind in chronologischer Folge geordnet und enthalten Erinnerungen und Erlebnisse aus den Jahren 1851—1866. Das, was als Grundton durch alle hindurchgeht, ist das Träumen, Hoffen und Wünschen von Deutschlands Einheit, Macht und Größe. Das ist das Ideal, das der Jüngling ersehnt, an dessen Verwirklichung mitzuarbeiten der Mann für seine erste Pflicht erkennt.

Der erste Abschnitt versetzt uns nach Amerika: „Amerikanische Wanderungen und Verwandlungen“ ist er überschrieben. Der Verfasser hatte in seiner Jugendzeit auf der Schule und Universität mit vollem Herzen geschwärmt für das, was in jenen Tagen unklarer patriotischer Begeisterung und stürmischen Freiheitsdranges dem wackeren deutschen Herzen als das höchste erstrebenswerthe Ziel erschien: für die Einheit Deutschlands in republikanischer Form. Da kam der unselige Tag von Olmütz: alle Hoffnungen auf eine nationale Wiedergeburt wurden zertreten, und die Reaktion gegen alle freiheitlichen Bestrebungen ging ihren ehernen Gang durch die deutsch-österreichischen Länder. Da litt es Busch nicht länger in der Heimat; schien ja doch Alles hier rettungslos verloren. Lieber hinüber nach Amerika, in die Vereinigten Staaten! Dort konnte man frisch Athem holen in republikanischer Luft! Dort gedachte er sich einzuspinnen in ein einsames Farmerleben im Hinterwalde „und — des Vaterlandes zu vergessen“. Im Sommer 1851 schiffte er sich nach New-York ein. Allein seine schönen Lebenspläne zerrannen bald ebenso in Nichts wie die goldenen Träume von republikanischer Herrlichkeit, in denen er sich bis dahin gewiegt hatte. Je näher er mit dem politischen Leben in den Vereinigten Staaten bekannt wurde, desto mehr schwand seine anfängliche Verehrung für die republikanischen Institutionen. Er überzeugte sich, daß das, „was er da vor sich sah, nicht die ideale Republik, der vollkommene Staat sei, nicht die Vändigung und Beschränkung des Egoismus und dessen Nutzbarmachung zum Heile Aller, sondern ungefähr das Gegentheil davon“. Und ebensowenig vermochte das Auftreten der Bannerträger der deutschen Republik, der Flüchtlinge von 1849, die sich damals auf dem gastlichen Boden Amerikas zusammenfanden, ihn in dem Glauben an sein entschwindendes Ideal zu bestärken. Ueberall nichts als krasser Doktrinarismus, bodenlose Selbstüberschätzung, flammende Rodomontaden, in denen das Unmögliche als etwas Selbstverständliches gepredigt wurde. „Und diese Flüchtlinge,“ ruft Busch aus, „diese Pseudopolitiker mit ihren Illusionen, ihrem engbegrenzten Gesichtskreise, ihrem unpraktischen Wesen, ihrem unduldsamen Fanatismus, diese Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umstürzen das Zeug zu haben schienen, auf die Frage, was dann, aber nur unbestimmte Antwort zu geben wußten, und die überdies unter einander in arger Spaltung und bitterm Hader lebten, hatten die Geschicke Deutschlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran!“ Aber welche Erfahrungen sollte er erst auf kirchlichem Gebiete unter seinen Landsleuten machen! Busch war als wohlbestallter Licentiat der Theologie nach Amerika gekommen, und als ihm bald nach seiner Ankunft der Zufall eine Aufforderung zur Bewerbung um das erledigte Pastorat in der deutsch-lutherischen Gemeinde von St. Paulus in Cincinnati in die Hände spielte, entschloß er sich kurz, allen

weltlichen Aussichten zu entsagen und seine Kräfte dem Kirchendienste zu weihen. Er verwandelte sich in einen ehrbaren Pfarramtskandidaten und begab sich nach Cincinnati, um sich dem Kirchenrathe der Paulusgemeinde als Bewerber zu präsentiren. Was er hier erlebte, bildet das Hauptstück der mitgetheilten amerikanischen Erinnerungen. In drastischen Zügen entwirft er ein Bild der korrupten Zustände in dieser Gemeinde, die wie die meisten lutherischen Gemeinden Amerikas in republikanischer Selbständigkeit sich selbst den Geistlichen bestellte, etwa in derselben Weise, „wie ein profanes Kasino, eine zu weltlichem Vergnügen bestimmte Ressource sich den Kastellan wählt“. Auf theologische Vorbildung, auf sittliche Würdigkeit kam es dabei wenig an. Die Hauptsache war, daß der Geistliche, der übrigens meist nur auf ein Jahr angestellt wurde, durch seine Predigt möglichst viel Leute in die Kirche lockte, so daß durch das Vermiethen der Stühle nicht nur die Kosten gedeckt wurden, sondern auch noch ein Plus gemacht wurde. Was für mehr als zweideutige Subjekte unter diesen Umständen ins Pastorat gelangten oder sich doch um dasselbe bemühten, in welcher unwürdigen Abhängigkeit die selbstherrliche demokratische Herde ihren Hirten hielt, davon weiß unsere Erzählung Erbauliches zu berichten. Busch erkannte sehr bald, daß hier seines Bleibens nicht sei. Nachdem er seine — übrigens beifällig aufgenommenen — Probepredigten gehalten, trat er auf die Nachricht, daß es bei der Vorwahl zu einer in der Gemeinde nicht ganz seltenen Prügelei in der Kirche gekommen war, freiwillig von seiner Bewerbung zurück. Von amerikanischer Freiheit hatte er nun genug. Er sehnte sich wieder heimwärts, und mit der noch unbestimmten Ahnung, daß das Vaterland auch, und zwar besser unter nicht republikanischer Form, einig und groß werden könne, kehrte er schon im Februar 1852 wieder in die alte Welt zurück.

Eine Reihe von Jahren ist verstrichen, da finden wir den Verfasser wieder, aber in ganz anderen Verhältnissen: als Redakteur der „Grenzboten“ sitzt er in Leipzig „im Kreise der Gothaner“. Busch ist inzwischen fleißig publizistisch thätig gewesen, hat seine amerikanischen Erinnerungen verwerthet, auch ein weiteres Stück von der Welt gesehen. Er hat ein halbes Jahr in Schleswig-Holstein zugebracht, um die dortigen Verhältnisse zu sondiren, und dreimal den Orient besucht. Erst im Jahre 1859 hat er sich häuslich in Leipzig niedergelassen, um sich der schon drei Jahre vorher übernommenen Redaktion der grünen Blätter ausschließlich zu widmen. In dieser Stellung ist er zu zahlreichen wackern und geistig hervorragenden Männern in Beziehung gekommen, und ein ausgewählter Theil dieser Freunde und Bekannten tritt etwa seit dem Jahre 1861 allmählich zwei Mal wöchentlich zu einer mäßig großen Tafelrunde in einer Bierstube der Petersstraße zusammen, um nach angestrebter Tagesarbeit ein paar Stunden in vertraulichen, Geist und Gemüth gleichmäßig anregenden und befriedigenden Gesprächen zu verbringen. Das ist der auch über das Weichbild Leipzigs hinaus rühmlich bekannte Klub „Der Kitzing“, oder wie man ihn von gegnerischer Seite zu taufen beliebte, „Die preussische Verschwörung“. Die Männer, die da zusammensaßen, lehrend und lernend und im Ernst wie im Scherz stets ihr Bestes zu geben bemüht, gehörten den mannigfaltigsten Lebensstellungen, den verschiedensten deutschen Landschaften an. Aber alle waren sie einig in der patriotischen Hingebung an die nationale Idee, und auch wohl darin einig, daß ein liberales Preußen allein die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen vermöge. Es war ein Männerkreis, wie er selten im Leben sich findet, und wohl keinem der Theilnehmer wird die Erinnerung an jene „Kitzing-Abende“ je entschwinden. Auch Busch wird es warm ums Herz, wenn er dieser guten alten Zeit gedenkt, die nimmermehr so wiederkehrt. Mit lebhaften Farben malt er

die Physiognomien des längst auseinander gesprengten Kreises, aber das Herz geht ihm auf, wenn er den zu schildern unternimmt, der von Allen als Haupt und Hort der Tafelrunde verehrt wurde, den damaligen Direktor der Deutschen Creditanstalt, Karl Mathy. Wir besitzen schon von zwei anderen Genossen des Bundes werthvolle Mittheilungen über den kerndeutschen Mann mit dem durchaus originalen Gepräge; H. v. Treitschke hat dem zu früh Dahingeshiedenen einen tiefempfundenen Nachruf in den Preussischen Jahrbüchern gewidmet, G. Freytag dem Freunde ein glänzendes Denkmal in seinem Buche: „Karl Mathy; Geschichte seines Lebens“ (1870) errichtet. Als Dritter gesellt sich nun Busch hinzu, der, wenn auch nur in kurzen Zügen, doch ein treffendes Bild Mathys, des äußern wie des innern Menschen, aus jener Zeit entwirft. Im Vordergrund der gemeinsamen Interessen des Klubs stand natürlich die deutsche Politik. Man verfolgte mit Spannung den Gang der politischen Ereignisse und that was man konnte zur Förderung der nationalen Idee. Es war die Zeit des preussischen Verfassungskonfliktes. Von dem „reaktionären“ Preußen war vorläufig Nichts zu erwarten; Bismarck erschien als der Hauptfeind des Liberalismus. Um so lebhafter begrüßte man die Demonstrationen zu Gunsten der Freiheit und Einheit, die von dem Volke ausgingen. In den großen Turn-, Sänger- und Schützenfesten, die damals an der Tagesordnung waren, schien der Grundstein gelegt zu werden zu dem künftigen deutschen Staate. Auch das Bundesreform-Projekt, das Oesterreich 1863 den deutschen Fürsten vorlegte, fand seine hoffnungsgläubigen Anhänger, bis Treitschke in einer glänzenden Rede die Illusionen wenigstens bei Vielen zerstörte. „Nicht brachte,“ fügt der Verfasser hinzu, „der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandlung meiner Ueberzeugungen wurden.“ Auch er war bisher „im Fahrwasser einer unklaren national-liberalen Politik, die man ‚Volkspolitik‘ nannte, mitgeschwommen“; die Zeit war nahe, wo er auch diesen Ideen entsagen und dem Manne sich zuwenden sollte, von dem schließlich das Heil kam — dem preussischen Ministerpräsidenten v. Bismarck.

Unter welchen Umständen sich diese Wandlung wirklich vollzog, darüber berichtet Busch im dritten Abschnitt: „Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter den Augustenburgischen“. Die Leipziger Idylle endete mit dem Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges, der die nationale Frage endlich in Fluß bringen und der Ausgangspunkt für das deutsche Einigungswerk werden sollte. Am 2. Februar 1864, als eben die Nachricht von dem Einmarsche der Preußen und Oesterreicher in Schleswig eingetroffen war, verließ Busch Leipzig, um sich als Kriegsberichterstatter für die „Grenzboten“ nach den Herzogthümern zu begeben. Mit dem gesammten Liberalismus erkannte er als zu erstrebendes Ziel: Losreißung der Herzogthümer von Dänemark auf Grund der Ansprüche des Augustenburgischen Hauses und Herstellung eines selbständigen Staates, der aber natürlich enge Fühlung mit Preußen suchen müsse. In den mitgetheilten Tagebuchblättern schildert er zunächst die wechselnden Eindrücke und Erlebnisse (darunter auch seine tragikomische Quasi-Kriegsgefangenschaft in der Holmer Mühle) während der ersten Kriegswoche. Wir begleiten ihn auf seiner Reise von Kiel über Eckernförde nach Schleswig und Flensburg. Bald darauf aber finden wir ihn in den Kreisen der Augustenburgischen. Im Vertrauen auf die patriotische Haltung des Herzogs Friedrich entschließt er sich, nach Niederlegung seiner Redaktion ganz in die Dienste des Prätendenten zu treten, um für dessen Sache in der Presse zu wirken. Die Mittheilungen über den nun folgenden halbjährigen Aufenthalt am Hofe zu Düsterbrook sind indeß nur mehr andeutender Natur. Busch verweist auf eine möglicherweise später stattfindende Veröffentlichung des damals geführten Tagebuchs und begnügt sich

vorläufig in der Hauptsache mit einer aus persönlichem Umgange geschöpften Charakteristik der beiden Hauptpersonen: des Herzogs und seines ersten Rathes Karl Samwer. Der viel besprochene Friedrich VIII. erscheint darnach als ein wohlmeinender, bescheiden auftretender Herr mit einer respektablen allgemeinen Bildung und einer gemäßigt liberalen Richtung, der aber dem Einfluß seiner Umgebung allzuwillig sich hingibt und sich durch diese in seinem so schon tief wurzelnden Glauben an die Unverbrüchlichkeit seines pergamentenen Erbrechts nur noch hartnäckiger bestärken läßt. Der eigentliche spiritus rector aber der Augustenburgischen Sonderpolitik war bekanntlich der Geheime Rath Samwer. Busch schildert ihn als einen geistig gewandten, scharfsinnigen, kenntnißreichen Mann, in dessen Charakter sich seltsame Widersprüche vereinigen: „fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Konsequenz mit fieberhaftem launischen Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen“. Ursprünglich Advokat, übertrug er seine advokatorischen Neigungen auch auf das Gebiet des Staatslebens und der Geschäftsbehandlung. „Die schleswig-holsteinische Frage wurde von ihm in der Hauptsache als ein großer Civilproceß angesehen und behandelt.“ Für das Dogma des Augustenburgischen Erbrechtes kämpfte er mit allen Waffen, die sich ihm darboten, warb er unermüdet neue Anhänger und Unterstützer. Schickte er doch sogar einen vielgenannten deutschen Lyriker nach Rußland, um am Hofe zu Petersburg für den Herzog zu wirken. Daß bei alledem auch eigener brennender Ehrgeiz eine Rolle mitspielte, liegt nahe zu glauben. Die einseitige Verfolgung dieser partikularistischen Politik hatte natürlich die Wirkung, daß der Herzog in eine schiefe Stellung zu Preußen gerieth, welches seinerseits seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, und daß die Augustenburgische Sache allmählich bei den wirklich Nationalgesinnten in Mißkredit kam. Auch Busch gingen die Augen über die im Gange befindlichen Umtriebe auf; er nahm seine Entlassung. Aber damit bereitete sich auch bei ihm der vollständige Bruch mit seinen bisherigen Ueberzeugungen von der Richtigkeit und Ersprißlichkeit der immer doktrinäver werdenden „Volkspolitik“ vor. Er erkannte, daß weder der Nationalverein, der über den preussischen Verfassungskonflikt nicht hinwegkommen konnte, noch die Nationalfeste, die man zu feiern fortfuhr, die Nation einen Schritt weiter ans Ziel bringen würden, daß hier nur Eins helfen könne, eine stramm organisirte staatliche Macht, und diese Macht sei Preußen. Am 24. Juli 1865 schreibt er in sein Tagebuch: „Das preussische Heer wird's machen und die preussische Regierung. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmstraße ausgehen, nicht, wie Phantasten wähenen, von den Berliner Fortschrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutschland. Diese Revolution wird ein Krieg sein gegen Oesterreich und gegen die Politik, die jetzt ein ‚reines Deutschland‘ neben diesem und Preußen anzufertigen versucht, und jener den Sieg zu wünschen, für sie nach Kräften mit thätig zu sein trotz des verletzten und gebrochnen Verfassungsrechtes, ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale sein wollen.“ Darin aber lag die Absage gegen die bisherigen Gesinnungsgenossen. Als im Frühjahr 1866 die einfache Alternative gegeben war, für oder gegen Bismarck, legte Busch die Redaktion der „Grenzboten“, die er nach der Rückkehr aus Kiel wieder übernommen hatte, nieder und erklärte sich unumwunden für Preußen, als den Grund- und Eckstein aller nationalen Bestrebungen.

Und der Verfasser hatte die Genugthuung, in kürzester Frist die Richtigkeit seiner Anschauungen bestätigt, seine patriotischen Hoffnungen mit schönstem Erfolg gekrönt zu sehen. Der Krieg von 1866 brach aus und brachte in seinem

Gefolge die Losreißung Deutschlands von Oesterreich, die gewaltige Vergrößerung Preußens, die Gründung des norddeutschen Bundes unter preußischer Führung. Der langersehnte Tag der deutschen Einheit war endlich nahe herangekommen. Busch erlebte die große Zeit in Leipzig, und was er damals von Eindrücken und Gedanken dem Tagebuche anvertraute, das theilt er — im wesentlichen unverändert — im vierten Abschnitte seines Buches mit, der den Titel führt: „Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig.“ Er will, wie er selbst sagt, darin zeigen, wie die stramm Preussischen, wie die Halben und Phantastischen und wie die Gegner damals empfanden und urtheilten, nebenbei aber auch ein Bild von dem damaligen Treiben in der alten Meßstadt und ihrer Umgebung überhaupt bieten. Und in beiden Beziehungen ist seine Darstellung als ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Kriegszeit willkommen zu heißen. Das Talent des Verfassers, aus der Fülle der Ereignisse das Charakteristische und für die Beurtheilung Werthvolle herauszuheben und in treuer, ansprechender Form zu fixiren, zeigt sich hier im schönsten Lichte. Wie lebendig tritt jene drangvolle Zeit wieder vor das geistige Auge! Die Unruhe aber auch eine Aufregung, die peinliche Ungewißheit, das Umherflattern der tollsten Gerüchte, der Widerstreit der Meinungen, das krampfhafteste Festhalten an dogmatisch gewordenen Vorstellungen, die allmähliche Klärung verworrener Anschauungen, der dröhnende Siegesjubel der Einen, die tiefe Niedergeschlagenheit der Andern! Und dazu eine Menge kleiner Züge aus dem Volks- und Soldatenleben, unbedeutend an sich, aber sehr bezeichnend für die Stimmung und Bildung der betreffenden Kreise. Was das politische Urtheil des Verfassers anlangt, so ist es so entchieden wie möglich. Aber sein ehrliche Bekenntniß, daß er niemanden verletzen oder zu den von ihm vertretenen Ansichten bekehren wolle, wird wohl auch diejenigen entwaffnen, welche ihm damals auf seinem Wege nicht folgen konnten.

Mit dem Hinweis auf seine Uebersiedelung nach Hannover schließt Busch das vierte Kapitel und damit zugleich den ersten Theil seines Buches. Die noch folgenden drei Abschnitte, die wieder untereinander in Zusammenhang stehen, enthalten die oben erwähnten Bismarckiana, schließen sich also eng an das frühere Memoirenwerk an. Im fünften Abschnitte entwirft Busch eine Schilderung des im eminenten Sinne weltgeschichtlichen Hauses „Wilhelmsstraße Sechszundsiebzig“, d. h. des Auswärtigen Amtes in Berlin, aus der Zeit, in der er selbst dort thätig war, vom 24. Februar 1870 bis 26. März 1873. Der sechste Abschnitt enthält ein vielleicht allzu detaillirtes Gemälde des Herrenhauses und der Herrschaft von „Barzin“, sowie des dortigen sehr einfachen Lebens des Fürsten im Herbst 1877. Im siebenten und letzten Abschnitte geleitet uns der Verfasser zunächst in das „Stammhaus des Reichskanzlers“ in dem Dorfe Schönhausen, das Haus, in welchem Bismarck geboren worden ist, und in welchem er in den Jahren 1845—1867 bald für längere, bald für kürzere Zeit seinen Aufenthalt genommen hat, und orientirt uns dann über die anderen Güter des Fürsten: Friedrichsruhe im Lauenburgischen, Rniephof und Keinfeld in Pommern. Alle drei Kapitel sind Muster exakter Schilderungen, deren Anschaulichkeit freilich unter dem didaktischen Bemühen, auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht zu übergehen, leidet, deren Reiz jedoch auf der anderen Seite dadurch erhöht wird, daß mehrfach charakteristische Aeußerungen Bismarcks in sie verwebt sind.

Für die regelmäßigen Leser d. Bl. wird das neue Buch unsres geschätzten Mitarbeiters von ganz besonderem Interesse sein. Die Verlagshandlung hat dasselbe genau in der gleichen Weise ausgestattet, wie das bekannte Bismarckbuch.